

(12. Fortsetzung.)

Es war der letzte Abend, den er bei ihnen in der breiten, geräumigen Stube sah, in deren Ofen schon, der vorgerückten Jahreszeit wegen, ein lustiges Feuer knisterte. Das Wetter draußen hatte sich kalt und unfreundlich gestaltet, der Regen schlug an die Fenster, und der Wind heulte draußen durch die Wipfel der alten Linden und warf die schlanken Pappeln in seinem tollen Spiele herüber und hinüber. An dem heutigen Tage war eine von dem Grafen verschriebene Erziehlerin — eine junge Französin aus guter Familie — eingetroffen, die von jetzt an Josephine's Ausbildung übernehmen sollte. Georgine hatte vorher nichts davon gewußt und war damit, aber nicht unangenehm, überrascht worden, denn an dem Kinde hing ihr ganzes Herz. Klug genug, dabei einzusehen, daß Josephine nicht zu viel lernen könne, fürchtete sie aber doch auch wieder, daß dies am Ende ein neues Band werden könne, sie an dieses ruhige Leben zu fesseln und ihren eigenen Hoffnungen und Plänen zu entziehen. Aber ein Kind des Augenblicks, wie sie es ihr ganzes Leben gewesen, tröstete sie sich auch hierin mit der Gegenwart. Sie selber wollte erst sehen und prüfen, und das Andere fand sich von selber früh genug. Josephine war mit ihrer neuen Erziehlerin in das ihnen angelegene Zimmer, der alte Mäxler mit dem Knaben auf seine Stube gegangen, — doch hatte der Rittmeister auch für diesen schon gesorgt und mit seinem Bruder Rücksprache genommen, daß er in nächster Zeit der ausschließlichen und für ihn nicht wohlthätigen Gesellschaft des alten Mannes entzogen werden sollte. Nur allmählich durfte das geschehen, um Georginen in ihrem Vater nicht zu sehr zu trüben.

Das Essen war abgeräumt, die beiden Männer arbeiteten noch mit dem Verwalter zusammen, das Nötigste für die nächste Zeit zu besprechen und festzustellen, und Georgine lehnte auf dem Sopha und las — hatte wenigstens ein Buch in der Hand, denn ihre Augen flogen immer und immer wieder nach der Gestalt des Grafen hinüber, der in einem einfach grauen, aber militärisch zugeschnittenen Rocke neben ihm saß und mit ihm die Wirtschaftsbücher durcheinander warf. Endlich war der Verwalter empfänglich für die Blicke, welche er auf sie richtete — es mußte schon elf Uhr sein — und Graf Geerstlein erhob sich ebenfalls, um sein Lager aufzusuchen.

„Unser trodenes Gespräch und Geschäft wird Sie gelangweilt haben“, sagte er, als er zu Georginen trat, ihr gute Nacht zu bieten — „aber morgen sind Sie besser entlassen, und Ihr Stuhl wird schon Alles thun, was in seinen Kräften steht. Ihnen das Leben hier angenehm und lieb zu machen.“

„Herr Graf“, sagte das schöne Weib, indem sie aufstand und ihm entgegen trat, „ich bin schon einmal von Ihnen mit einer Bitte abgewiesen worden, aber jetzt weichen Sie mir nicht mehr aus. Fremde Ohren hören uns nicht, also beantworten Sie mir wahr und offen nur die ein Frage: Wem verbanden wir den Antheil, den Sie uns gezeigt?“

„Madame...“

„Halten Sie es nicht für leere Neugierde“, fuhr die Frau fast bewegt fort, „es ist mehr als das. Sie haben sich uns mit einer Aufopferung gewidmet, die für einen Fremden unerklärlich ist. Sie sorgen für unser Wohl, wie kaum ein Bruder für uns sorgen könnte — Sie denken auf das Kleinste wie auf das Größte. Sie müssen sogar Verstand und Geldmitteln unterthätig haben, er wäre sonst nicht im Stande, trotz dem, was uns noch von dem Verlauf der Pferde geblieben, und was ich genau taxiren kann, ein solches Annehmen, wie dieses, auf dem wir uns jetzt befinden, zu übernehmen, und so dabei zu leben, wie Sie es für uns in Aussicht zu haben scheinen. Daß dem Allen ein Geheimniß zu Grunde liegt, haben Sie mir schon dadurch gestanden — daß Georg ein Anderer ist, als er sich mir zeigt. Sie mußten mir so viel eingestehen, denn Sie fühlten, daß es zu unabweislich bleiben würde, den Grafen als einfachen Freund und Protektor des Kunstreiters hinzustellen — auch unser Namenswechsel zeigt das an. Aber selbst dieser ist noch darauf berechnet, mich irre zu führen. — Vollenden Sie deshalb — behandeln Sie mich nicht länger als eine Fremde — lassen Sie mich wissen, wem wir diese Aufopferung verdanken — welches der wahre Name und Rang meines Mannes ist, und ich werde dann Alles, was in meinen Kräften steht, thun, Sie zu unterstützen. Verweigern Sie mir aber meine Bitte — wollen Sie mich als eine Fremde betrachten, so — könnte ich mich an nichts gebunden halten.“

„Georgine“, sagte Georg mit leisem Vorwurf im Ton, „ist es recht, daß Du in den Mann, den Du selber unser Wohlthäter nennst, mit solchen Fragen dringst?“

„Wohlthäter?“ rief das schöne Weib,

sich stolz emporrichtend, „den Namen leugne ich. Der Wohlthäter waren wir nie bedürftig, sind es noch nicht, denn frei wie der Vogel in der Luft zogen wir unsere Straße, erwarben, was wir gebrauchten, ja, mehr als das, und durften Niemandem dafür danken, als unserer eigenen Kraft. Das auch ist es allein, was mir jetzt am Leben fehlt, daß ich nicht mehr mein eigen Brod verdienen soll, daß ich dem Manne — daß ich einem Fremden dafür danken muß.“

„Nicht doch, gnädige Frau“, sagte der Graf ernst, „so viel wie Sie werden Sie jetzt dazu beitragen müssen. Ihr Brod, wie Sie es nennen, zu verdienen. Bei einer solchen Wirtschaft ist nicht allein der Mann, der draußen die Felder baut, der Ernährer und Erhalter, sondern eben so viel die Frau, die daheim den Viehstand überwaht, das ganze innere Hauswesen besorgt und in Ordnung hält. Glauben Sie mir, daß bei einem solchen Gute fast mehr von der Tüchtigkeit der Frau, als von der des Mannes abhängt, und haben Sie auch noch in diesem Augenblicke nicht alle dazu nöthigen Kenntnisse, so wird es Ihnen, mit nur einigem guten Willen, nicht schwer fallen, sich die anzueignen.“

„Und weshalb nennen Sie mich, „gnädige Frau“? — Wir sind hier unter uns, und Sie wissen, daß mir der Titel nicht gebührt.“

Graf Geerstlein hatte mit sich geschworen. Auf die erste, fast herliche Anrede der Frau war er — uneinig mit sich, ob es zum Guten oder Bösen führen könne — schon fast geneigt gewesen, Georginen, gegen seine frühere Absicht, in sein Geheimniß einzulassen. Ihre lezte, halbversteckte Drohung, ihr zorniges Auffahren jedoch zerstreute den guten Einbruch wieder, den ihre ersten Worte gemacht. Wer hätte ihm dafür, daß die Frau nicht doch über kurz oder lang — und wenn sie wußte, wer ihr Gatte war — zu dem alten liebgewonnenen Leben zurückkehren könne, und dann war ihm leichtfertigen Gedankens das Geheimniß eines eblen Hauses unabweisbar anvertraut. So viel aber fühlte er, etwas mußte ihr jetzt geboten werden, sie wenigstens vor der Hand zufrieden zu stellen, denn sie durfte nicht gereizt und zum Aufsteigen getrieben werden. Mit ruhiger Stimme sagte er deshalb: „Im Gegenseitigen, gnädige Frau, ich weiß, daß er Ihnen gebührt. Sie haben Recht; ich kenne Ihren Gatten von früheren Zeiten her. Wir waren, wie ich Ihnen schon gesagt, Jugendfreunde, ich kenne seine Familie und weiß, wie unglücklich sich diese fühlen würde, ihn in eine Laufbahn geworfen zu sehen, die — Sie mögen dafür noch so sehr eingenommen sein — seinem Stande nicht entspricht. Ich selber verweise Ihnen aber jetzt, ich handle in dem, was ich scheinbar für Sie thue, nicht in meinem Namen allein, sondern in dem seiner Familie, in die Sie selber einst aufgenommen werden können — wenn Sie Ihr früheres Leben eben vergessen wollen. Denken Sie dabei an Ihr Kind — denken Sie, welchen verschiedenen Rang Josephine einst im Leben einnehmen wird, als Baroness und als Kunstreiterin. Denken Sie daran, daß Sie jetzt noch im Stande sind, durch Fleiß und Sparsamkeit ihr auch die Mittel dazu zu verschaffen, und ich bin überzeugt, Sie werden Ihre neuen Verhältnisse im Leben nicht allein mit anderen Augen ansehen, sondern Ihrem Gatten auch danken, der Muth und Selbstbeherrschung genug hatte, einem augenblicklichen und doch nur sehr zweifelhaften Ruhme zu entsagen, um in stiller Zurückgezogenheit für Sie und sein Kind zu wirken, und sich später mit seiner Familie wieder auszufohlen.“

„Und seine Familie heißt in der That Geerstlein?“ fragte Georgine gespannt.

„Ihr Gatte heißt Georg v. Geerstlein“, erwiderte ernst der Graf, „und ich bin fest überzeugt, daß es Ihnen genügen wird, wenn Sie wissen, daß er Titel und Namen mit Recht führt.“

„Und wenn es mir nicht genügt?“ fragte Georgine.

„Es wird Dir genügen“, erwiderte hier, an des Grafen Stelle, Georg mit finsternem Blick. „Herr Graf, zeichne Sie der tollen Neugierde einer Frau, die bis jetzt nur zu sehr gewohnt war, ihren eigenen Launen und Reigungen zu folgen. Aber ihr Herz ist gut und ihr Verstand klar; sie wird in kurzer Zeit einsehen lernen, wie thöricht sie gehandelt hat, auf so kindische Weise in Sie zu dringen. Es ist spät, lassen Sie uns zur Ruhe gehen, denn Sie müssen morgen früh aufbrechen, um den Ort Ihrer Bestimmung zu erreichen. Daß ich Ihnen dann bald recht gute und erfreuliche Nachrichten über uns Alle geben kann, ist mein heißer Wunsch, meine feste Hoffnung.“

„Und hoffen Sie das auch, gnädige Frau?“

„Ja“, sagte Georgine, ihre Rechte in die dargebotene Hand des Grafen legend — es war das erste Mal, daß er sie ihr bot — „ich will leben, ob ich mich, wie mein Mann hofft, bessern

kann; sonst verspreche ich vor der Hand noch nichts.“

„Auf gute Besserung denn!“ lächelte der Graf, hob die Hand Georginen's leise an seine Lippen und verließ, nach einem herzlichen Händedruck Georg's, rasch das Zimmer.

13.

Es waren nicht ganz drei Monate seit dem Einzuge der neuen Pächtersleute auf Schildheim vergangen, und dieser Zeit hatte es auch bedurft, um die volle Einrichtung der Liebesriedel, das volle Eingewöhnen in ihr neues, ihnen vollkommen fremdes Leben zu regeln und festzustellen — und Vieles hatte sich in der Zeit geändert. Georg arbeitete in der Zeit mit dem alten Verwalter aus allen Kräften, sich die für ihn unumgänglich nöthigen Kenntnisse zu erwerben, und da sich der Platz als vollkommen geeignet dazu erwies, legte er sogar den Grund zu einer Racenerbesserung der Pferde und Stuterei — und besser verstand Niemand mit Pferden umzugehen als er. Für Karl wurde zu gleicher Zeit die nöthigen Einrichtungen getroffen, daß er die Schule in Schildheim regelmäßig besuchte und zugleich Regimentsstunden bekam; denn der große Wunsch war in Allem, was Lernen betraf, noch hinter den kleinsten Knaben weit zurück! Ein junger Mann wurde dazu, trotzdem daß sich Georgine im Anfange dagegen sträubte, in's Haus genommen und ihm die Aufsicht über den Knaben besonders übergeben. Die Erziehlerin, die Wolf v. Geerstlein für Josephine besorgte, erwies sich ebenfalls vortrefflich, und in einigen Jahren hoffte Georg die Kinder so weit gebracht zu haben, daß sie sich, ihrem Altersgenossen gegenüber, nicht mehr zu schämen brauchten.

Selbst Georgine schien sich in das neue Leben zu finden, und besonders waren es in der ersten Zeit die neuen Bekanntschaften, die sie fesselten. Auf zwei Nachbargütern in der Nähe lebten nämlich zwei sehr liebe Familien, ein ganz jung verheirathetes Paar aus dem Preussischen, und ein alter Medicinburgischer Major, der hier sehr bedeutende Besigungen mit besonders herrlichen Waldungen liegen hatte. Dieser brachte den größten Theil des Jahres auf seinem Gute zu, sah sehr viel Besuch bei sich und machte ein großes Haus, in dem die landesübliche Gastfreundschaft im reichsten Maße herrschte — daß ihm die lebendige, bildliche neue Nachbarin dabei nur willkommen war, läßt sich denken. Natürlich wurde sie dort bald von einer Schaar müthiger junger Herren umschwärmt, und so gleichgültig Georg in früherer Zeit und unter anderen Verhältnissen Aehnliches gesehen und, als eben in den Verhältnissen liegend, geduldet hatte, so überkam ihn jetzt dabei ein unbehagliches, demüthigendes Gefühl — ein Mittelstadium zwischen erwachendem Stolz und Eifersucht, das er nicht nieder zu kämpfen vermochte. Er machte Georginen deshalb freundlich, indeß leere Vorstellungen, denn sie lachte ihn aus, und fragte ihn, ob er glaube, daß sie hier zwischen den Bauern ebenfalls verbauert solle. Daß sie sich amüsierte, wo ihr die Gelegenheit dazu überhaupt nur so spärlich geboten werde, dürfte er ihr nicht verdenken, und außerdem sei es sich selber und „ihrem Rang“ schuldig, den Ton, der nun einmal in der vornehmen Welt herrsche, anzunehmen.

Eine andere Sorge machte dem Manne der Alte, der, jetzt mit gar keiner Beschäftigung, da er sich durchaus nicht zu einer geregelten Arbeit entschließen wollte, der Flasche zusprach, wo er dazu gelangen konnte — und leider fand er dafür nur zu häufig Gelegenheit. Allerdings hielt er sich dabei stets auf seinem Zimmer, aber Georg fürchtete mit Recht, daß er sich einmal wirklich betrinken und dann den Diensten nicht allein ein Vergnügen geben, sondern auch verrathen könne, zu welcher Klasse des Volkes er eigentlich gehöre. War es ihm doch nicht entgangen, daß der alte Verwalter, wenn er sich unbemerkt glaubte, schon manchmal heimlich den Kopf über das etwas wunderliche und rohe Benehmen des Mannes geschüttelt hatte, und welches Licht mußte eine solche Entdeckung dann auf seine Frau, auf ihn selber zurückwerfen! Die einzige Beschäftigung, zu der sich Mäxler verstehen wollte, war die, daß er sich einen aus dem Dorfe gehaltenen Spitz abrichtete, und Stunden lang sah er mit diesem zusammen eingehüllt, ihm allerlei tolle Kunststücke beizubringen. Den Hund nannte er Hanswurst, und er kam nicht mehr von seiner Seite.

Georg sah das Alles, ohne irgend eine Aenderung herbeiführen zu können, und fühlte jetzt erst in seiner ganzen Schwere den Fluch seines früheren tollen Lebens, das ihn, den Edelmann, unter die Hefe des Volkes geworfen hatte. Jetzt verdamme es ihn dazu, nicht allein mit solch' rohem Menschen, wie dieser Mäxler, zusammen zu leben und auszuhalten, nein, es zwang ihn sogar, ihn als Verwandten anzuerkennen und in seiner eigenen Familie zu halten. Das war

freilich nicht mehr zu ändern — es mußte ertragen werden, und erforderte nur all' seine Klugheit und Wachsamkeit, um den fatalen Folgen, die es möglicher Weise für seine und der Seinigen Zukunft haben könnte, vorzubeugen.

Allerdings sprach er offen mit seiner Frau darüber, und machte ihr einmal sogar den Vorschlag, dem Allen irgend eine Heimath entfernt von ihnen zu gründen, und ihm — wenn auch mit großen Opfern — dasselbe, was er früher als Gehalt bezogen, als Pension zu sichern. Aber Georgine wollte nichts davon hören — fürchtete sie vielleicht, daß sie durch ein Fortschicken des Vaters die Partei schwächen könne, mit der sie noch immer dem Gatten gegenüberstand?

Der alte Mäxler unterstützte sie allerdings nicht in ihren noch schlummernden Plänen; dem müthigen Leben wieder zu entsagen und zu ihrer „Kunst“ zurückzukehren; denn er selber hatte von dieser „Kunst“ nur eine sehr geringe Meinung und fühlte sich keineswegs geneigt, das ruhige Schlaraffenland, das er jetzt führte, mit der alten unbehaglichen Nervenjacke so bald wieder zu vertauschen. Aber er war doch da — und bildete dadurch den Anknüpfungspunkt, durch den sie an ihre frühere frohliche Zeit zurückdenken, sich wieder hineinversetzen konnte, und sie mochte sich deshalb nicht von ihm trennen. Nicht kindliche Liebe fesselte sie an den alten Mann, sondern die Erinnerung ihrer Triumphe, und die konnte und wollte sie nicht vergessen.

Und wenn sie dann so manchmal allein in ihrer Stube saß, wenn die gefährliche Dämmerstunde kam und sie im Geiste nun wieder an den mit Menschen gefüllten Circus dachte, der in Ungebuld sie, ihr Erscheinen erwartete — wenn sie sich dann wieder sagte, — jetzt — jetzt galt das Zeichen dir, da draußen im Lichterglanz, von Tausenden umjubelt, auf flüchtigem Rosse dahinzufahren — wenn sie den Beifall, das Jauchzen der Menge hörte, und dann plötzlich, zu düsterer Wirklichkeit erwachend, die trübe Lampe neben sich brennen, die kalten, engen Räume um sich sah, da hallte sich die kleine, weiße Faust oft ungeduldig zusammen, der arme Fuß stampfte den Boden, und ihr trotziger Sinn grübelte und sann, wie er sich dem unwillig getragenen Zwange entziehen sollte.

Und was machten sie hier aus ihrem Kinde — aus ihrer Josephine? eine Modedame vielleicht, mit leerem Titel, ohne Vermögen — eine Pächtertochter auf dem Lande, die sich in Sieg und Jubel ihre Bahn im Leben selbst erkämpfen konnte. Und sie mußte es dulden, mußte zusehen, wie hier Tag für Tag in thatenloser Ruhe langsam, jäh verstrich — es war zum Verzweifeln — aber Niemand kümmerte sich mehr um ihren Schmerz, um ihre Ungebuld. Wo sie vergittert war, wurde sie jetzt schon vergessen, und wenige Jahre nur vielleicht, und die Leute draußen, das schwankende, Veränderung liebende Publikum konnte sie nicht einmal mehr, und doch nur dieses schwankende, nach Veränderung haschende Publikum wegen sehnte sie sich fort aus ihrer stillen Häuslichkeit, die Millionen anderer Frauen gesegnet und gehegt haben würden als ihr theuerstes Kleinod.

Georg hatte in dieser Zeit viel auf dem Felde und im Walde zu thun, und fand dabei auch in der Jagd eine angenehme und seinem Körper zuzunehmende, seinem Geist entsprechende Erholung — Georgine dagegen war viel allein und deshalb launischer als je, so daß ihr selbst ihr Vater aus dem Wege ging. Da sich ihr Stimmungs im Schlosse Niemand um ihn kümmerte, und Karl, sehr gegen seine Wünsche, den ganzen Tag mit Lernen beschäftigt gehalten wurde, schlenderte der alte Mäxler einmal in solcher Zeit zur Abendstunde nach Schildheim hinaus, weniger freilich, um die Gegend kennen zu lernen, als im Stern einzufahren und ein Glas zu trinken.

Hier fand er den unbemerklichen Stammgast, den „faulen Tobias“, der behaglich hinter dem Ofen tauerte, an einem alten, entsehllich schmuckigen und verbrannten Maserkopf saß, und seinen Krug Bier neben sich auf der Wand stehen hatte.

„Hör einmal, Kamerad“, sagte der Alte zutraulich, „Ihr seid der erste verhängnisvolle Mensch, den ich hier im ganzen Neste finde, und ich denke, ich werde öfter hier herunterkommen. Hol die da oben der Hente! denn mein Bier will ich in Frieden trinken und mich nicht damit verärgern.“

„Verstehen? oho! halten Sie Euch so knapp?“ lachte Tobias.

„Knapp? — verdammt es“, murmelte der Alte, „ich bin alt genug, mich selber zu halten, wie ich es gerade für nöthig finde.“

„Na, nichts für ungut — meinte nur so“, entschuldigte sich Tobias, der mit dem „Schwiegervater“, wie der Alte, ohne daß er es wußte, in der Nachbarstadt hieß, seinen Wortwechsel haben wollte.

„Ihr seid ein Müller, wie?“ fragte Mäxler nach einer kleinen Pause, in der er sein Bier ausgetrunken und jetzt mit dem Detel klappete, sich den Krug wieder füllen zu lassen. Er sah dabei den faulen Tobias von oben bis unten an.

„Gemein“, meinte Tobias — „habe das Geschäft aber aufgegeben und es den Kindern überlassen — lebe so behaglicher. Was ist Euer Geschäft, wenn man fragen darf?“

„Meins?“ wiederholte der Alte, durch die Frage doch in Verlegenheit gebracht, „hm, ich — revidire die Rechnungen und — und besorge die Schreibereien.“

„Aber Ihr seht mir nicht aus wie ein Delonem.“

„Nicht?“ lachte Jener verächtlich vor sich hin; „bin auch mein ganzes Leben nicht weniger als das gewesen. Habe studirt, in meinen jungen Jahren vertriebt sich — sage Euch, habe ein vertheultes Studium durchgemacht und könnte manchem Professor was zu raten aufgeben, aber — wenn man alt wird, vertheilt Ihr, macht man eben nicht mehr viel Gebrauch davon.“

(Fortsetzung folgt.)

Die längste Kanal-Schleuse.

Diesmal führt der Weg nicht nach dem Panamatonal, der wohl in manchen Beziehungen die enormsten Größenhaltigkeiten aufweist, aber doch nicht in allen. Die längste Kanal-Schleuse der Welt ist jedenfalls nicht dort zu suchen, sondern zu Sault Ste. Marie, Michigan. Das heißt, sie wird dort zu suchen sein; denn Onkel Sam hat sie noch nicht ganz fertiggestellt, obwohl nicht mehr viel davon fehlt.

Diese Schleuse ist allemal 1350 Fuß lang, bei 80 Fuß Breite und 25 Fuß Wassertiefe beim niedrigsten Stand. Der ganze neue Kanal, zu welchem sie gehört, ist ein sehr wichtiges Unternehmen für den Handelsverkehr, dessen stets steigenden Anforderungen die übrigen „Soo“-Kanäle, auf amerikanischen und kanadischer Seite, nicht mehr gewachsen waren. Er läuft parallel mit dem alten „Soo“-Kanal vom Superior-See aus und liegt nördlich vom alten Kanal der St. Marys - Fälle, dessen Entstehung bis auf das Jahr 1855 zurückgeht, als die Staatsregierung von Michigan hier den ersten Kanal graben ließ.

Derselbe kam einem dringenden Bedürfnis entgegen, befriedigte es aber noch lange nicht vollständig. Zur Noth behelf man sich damit bis ans Ende der siebziger Jahre; um diese Zeit aber hatte sich der Verkehr so sehr gesteigert, daß die Bundesregierung den Kanal übernahm und bedeutend vergrößerte. 1881 ließ sie die Breite auf 160 Fuß erweitern und die Wengell-Schleuse anlegen, die noch immer im Gebrauch ist und eine Länge von 515 Fuß, eine Breite von 80 Fuß und beim niedrigsten Wasserstand eine Tiefe von 16 Fuß hat. Die spätere Poische Schleuse wurde 800 Fuß lang gemacht, 100 Fuß breit und 20 Fuß wassertief.

Auf der kanadischen Seite hat die Dominion - Regierung einen bedeutenden Kanal mit Schleusen; indeß ist bis jetzt der bei weitem größere Verkehr, nach dem Tonnenmaß, über die amerikanische Seite gegangen. Kanada plant ebenfalls, die Gelegenheit für diesen noch zu vergrößern, und dieser Weltverkehr kann in seinen Folgen nur ein erfreulicher sein. Das gilt nicht bloß von den „Soo“-Kanälen, sondern von allen Anlagen zur Förderung des Binnenverkehrs.

Noch im Laufe dieses Sommers wird der neue amerikanische Kanal nebst Schleuse in Betrieb gesetzt werden können. Das Becken des Kanals ist in der Nähe der Schleusen-Pforten — die 108 Fuß breit sind — 280 Fuß weit; aber in größerer Ferne erweitert es sich bis zu 500 Fuß, mit einer gleichmäßigen Tiefe von 25 Fuß. Es ist schon vor längerer Zeit festgestellt worden, daß der „Soo“-Handelsverkehr noch bedeutend größer ist, als derjenige über den Suez - Kanal! Der ganze jährliche Fracht - Tonnengehalt für die Großen Binnenseen kommt auf 90 Millionen Tonnen, was ungefähr einem Schiffe der Frachtklasse - Bewegung der ganzen Welt Staaten gleichkommt; beinahe 70

Prozent dieses gewaltigen Binnenverkehrs aber gehen durch die verschiedenen „Soo“-Kanäle, die bereits in ihrer bisherigen Ausdehnung eine Ersparniß von etwa 250 Millionen Dollars gegenüber der Beförderung durch die Eisenbahnen bedeuten! Diese Zahlen genügen, um sich einen ungefähren Begriff von der Wichtigkeit der neuen Wasserstraße zu machen.

Unsere Kinder und das Sonnenlicht.

„Licht ist Leben“ — nicht nur für die Pflanzenwelt, sondern auch für die Thiere und Menschen. Namentlich der junge Nachwuchs bedarf zu seiner Entwicklung belebenden Sonnenlichts. Ein regelmäßiger und ausgiebiger Lichtgenuß ist darum unseren Kindern unentbehrlich. Dies sollten sich ganz besonders jene Eltern merken, die ihre Kleinen daheim in die dumpfe, sonnenlose Stube bannen, anstatt dafür zu sorgen, daß sie sich im warmen Sonnenschein tummeln und frische Lebensluft athmen können. Auf die Wichtigkeit des Sonnenlichtes für das Gedeihen der Kinderwelt kann nicht oft genug hingewiesen werden.

Man sollte den Kindern bei jeder Jahreszeit das Herumtummeln im Sonnenschein ermöglichen. In poetischer Form kleidet der Dichter Gerot diese Forderung, wenn er den Eltern zuruft:

„Luft und Licht den bleichen Kleinen
Die in Stuben dampf und bang,
So nicht Mond und Sonne scheinen,
Sich gedrückt den Winter lang,
Dah mit kaltem und mit dümmeln
Sie in Wald und Auer sich tummeln
Vor des Himmels Anacht!
Luft und Licht!“

Das herrliche Sonnenlicht erzeugt nicht nur Spannkraft für die Nerven, es fördert auch die Auscheidung von Selbstgiften aus dem Körper der Kinder.

Die Sonne nützt nicht nur durch direkte Bestrahlung des Körpers, sondern auch durch die Bestrahlung der Luft, sowie aller Dinge, mit welchen das Kind zeitweise in Berührung kommt. Das Sonnenlicht muß hinein in die Wohnräume; Kleider und Betten müssen so oft als möglich hinaus in den Sonnenschein, damit alle anhaftenden Krankheitskeime zugrunde gehen.

Bezeichnend ist eine Aeußerung des verstorbenen Dr. Lahmann über die Wirkung des Sonnenlichts auf den kindlichen Organismus. Er schreibt: „Die wunderbarste Wirkung war, daß mein Kind (süß Marie) als vom ersten Sonnenbade an, eine normale Schlafzeit innehielt, indem es von abends 6 Uhr bis zum anderen Morgen 5 Uhr schlief, während es bis dahin zweimal in der Nacht wach wurde und gefüttert werden mußte. Auch wurde seine Verdauungstätigkeit eine bessere. So finde an derartigen Dingen nicht befonderes.“ — fügt Lahmann hinzu — „weil ich es für natürlich halte. Daß die Einwirkung der Sonne auf alle Organismen eine mächtige ist, das wissen allerdings die wenigsten Mütter; nun sie mögen es jetzt wissen!“

Diesen Müttern mag es noch besonders gesagt sein, daß es für Kinder, sobald sie auf den Füßen stehen können, im Sommer nichts Gefährlicheres gibt, als sie hinaus ins Freie zu bringen. Am besten eignet sich hierzu ein Städtchen Gartenland. Der Garten ist für das Kind die Quelle der Gesundheit und in gewisser Beziehung sogar die geistige Regsamkeit, denn der Garten bietet Anregungsmittel in Hülle und Fülle.

Sehr empfehlenswerth ist es, in der Ecke eines solchen Gartens einen großen Santhausen zu schaffen; derselbe bietet das billigste und gefündeste Mittel zur Unterhaltung der Kleinen. Hier geht die Kindernatur so recht aus sich heraus, denn, gleich allen übrigen jungen Geschöpfen, hat auch das Kind ein natürliches Bedürfnis, sich draußen im Freien zu ergötzen, sich auszu-tummeln in Luft und Sonnenschein.

Selbstverständlich sollen wir die Kinder dem Sonnenbrand nicht schutzlos preisgeben, ebenso wenig sollen wir dieselben mit Gewalt „abhärten“ wollen, indem wir ihre schwächliche Körperkonstitution außer Acht lassen, sie Wind und Wetter rücksichtslos aussetzen. Sobald es aber das Wetter irgend gestattet — hinaus mit der Kleinen Gesellschaft! in Luft und Sonnenschein, denn frische Luft schafft Gesundheit und Licht ist Leben — namentlich Sonnenlicht!

Das Bunzlauer Stadtblatt meldete in Nr. 143 über einen Riesenprojekt: „Die Zahl der Angestellten beträgt 47, die der Zeugen 104. Man nimmt an, daß der Projekt einen Moment dauern wird.“ O diese Optimisten! Bauen nur dieser Moment nicht einen Monat dauert!